

Elizabeth George
Wer die Wahrheit sucht

Elizabeth George
*Wer die
Wahrheit sucht*

Roman

Deutsch von
Mechtild Sandberg-Ciletti

Blanvalet

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»A Place of Hiding« bei Bantam Dell,
Random House Inc., New York.

Umwelthinweis:

Dieses Buch und der Schutzumschlag wurden auf
chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.
Die Einschrumpffolie (zum Schutz vor Verschmutzung)
ist aus umweltschonender und recyclingfähiger PE-Folie.

Der Blanvalet Verlag
ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe Random House.

1. Auflage

© der Originalausgabe 2003 by Susan Elizabeth George

© der deutschsprachigen Ausgabe 2004 by

Blanvalet Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 3-7645-0099-9

www.blanvalet-verlag.de

Dieses Buch handelt von Geschwistern.
Ich widme es meinem Bruder
Robert Rivelle George
in Liebe und Bewunderung für seine Begabung,
seinen Geist und seine Klugheit.

»Wir leben doch davon, dass der Freund den Freund verrät.
Ist das recht gehandelt?
Ich sage dir, wir sind kaum besser als die Politiker.«
John Gay – *Die Bettleroper*

MONTECITO, KALIFORNIEN

10. November, 14 Uhr 45

Die Santa-Ana-Winde sind der Feind jedes Fotografen. Aber wie sollte man das einem egozentrischen Architekten beibringen, der fest glaubte, sein ganzes Renommee hinge davon ab, dass genau heute fünftausend Quadratmeter Bauland in Hanglage für die Nachwelt – und den *Architectural Digest* – im Bild festgehalten wurden. Alles Bemühen, ihm das zu erklären, wäre sinnlos gewesen, denn erreichte man, nachdem man mindestens zehnmal falsch abgebogen war, endlich den Treffpunkt, hatte man sich bereits verspätet, er war wütend, und der trockene Wind wirbelte schon solche Mengen Staub auf, dass man nur noch den Wunsch hatte, so schnell wie möglich zu verschwinden. Das ging aber nur, wenn man sich nicht erst lange mit ihm herumstritt, ob man die Aufnahmen überhaupt machen sollte. Also fotografierte man eben, ohne Rücksicht auf den Staub und die Steppenhexen, diese vom Wind getriebenen Knäuel aus vertrocknetem Unkraut und Pflanzenresten, die eigens von einem Team für Spezialeffekte importiert schienen, um eine kalifornische Parade-Immobilie mit Meeresblick im Wert von mehreren Millionen Dollar aussehen zu lassen wie Barstow im August. Und ohne Rücksicht darauf, dass einem die Staubkörner unter die Kontaktlinsen krochen, sich die Haut anfühlte wie aufgerautes Leder und das Haar wie verbranntes Heu. Wichtig war nur der Job; er war das Einzige, was zählte. Er finanzierte China Rivers Leben, und darum musste er getan werden.

Aber Spaß hatte sie dabei nicht. Als sie die Arbeit beendet hatte, waren ihre Kleider und ihre Haut von einer dicken Staubschicht bedeckt, und sie wollte – abgesehen von einem großen

Glas eiskalten Wassers und einem ausgedehnten Bad in einer kühlen Wanne – nur eines: weg von hier, runter von diesem Hügel und zum Strand. Darum sagte sie: »Das wär's dann. Die Abzüge können Sie sich übermorgen ansehen. Ein Uhr? In Ihrem Büro? Gut. Ich werde da sein.« Sie ging, ohne dem Mann die Chance zu einer Erwiderung zu geben. Seine Reaktion auf ihren abrupten Abgang war ihr ziemlich egal.

In ihrem museumsreifen Plymouth fuhr sie den Hang wieder hinunter, auf einer gut geteerten, glatten Straße, denn Schlaglöcher wurden in Montecito nicht geduldet. Der Weg führte sie an den Häusern der Superreichen von Santa Barbara vorbei, die ihr behütetes Luxusleben hinter hohen Mauern mit elektronisch gesteuerten Toren führten, wo sie in Designerpools badeten und sich danach mit Frotteetüchern abtrockneten, die so weich und weiß waren wie der Schnee in Colorado. Sie bremste gelegentlich aus Rücksicht auf einen der mexikanischen Gärtner, die hinter diesen schützenden Mauern schufteten, oder auf ein paar halbwüchsige Mädchen, die in eng sitzenden Bluejeans und knappen T-Shirts hoch zu Ross dahergaloppierten. Das Haar dieser Mädchen schwang im Sonnenlicht. Alle trugen sie es lang und glatt und glänzend, wie von innen heraus erleuchtet. Sie hatten eine makellose Haut und perfekte Zähne. Und nicht eine von ihnen hatte auch nur ein Gramm unerwünschtes Fett auf dem Körper – ganz gleich, wo. Wie auch? Nicht ein Milligramm zu viel konnte sich länger halten als die Viertelstunde, die sie brauchten, um auf die Badezimmerwaage zu steigen, einen hysterischen Anfall zu bekommen und sich über die Toilette zu werfen.

Einfach erbärmlich, dachte China, diese verwöhnte, mager-süchtige Bande. Und was es für die kleinen Gänse noch schlimmer machte: Ihre Mütter sahen wahrscheinlich genauso aus, die perfekten Rollenvorbilder für ein Leben, das aus Fitnesswahn, Schönheitsoperationen, täglichen Massagen, wöchentlicher Maniküre und regelmäßigen Sitzungen beim Analytiker bestand. Es ging doch nichts über einen zahlungskräftigen Versorger, dem das Äußere seiner Frauen das Wichtigste war.

Wenn China in Montecito zu tun hatte, war es jedes Mal das

Gleiche, sie konnte nicht schnell genug wieder wegkommen. Heute erging es ihr nicht anders. Und der Wind und die Hitze dieses Tages trieben sie zusätzlich an, diesen Ort möglichst schnell hinter sich zu lassen. Sie drückten auf ihre Stimmung, und die war ohnehin schon übel genug. So etwas wie ein allgemeines Unbehagen belastete sie, seit heute Morgen der Wecker geklingelt hatte.

Nur der Wecker. Nicht das Telefon. Das war das Problem. Gleich beim Erwachen hatte sie automatisch den Drei-Stunden-Sprung errechnet: zehn Uhr in Manhattan. Warum hatte er noch nicht angerufen? Und in den darauf folgenden Stunden bis zu ihrem Aufbruch nach Montecito hatte sie fast unablässig auf das Telefon gestarrt und innerlich gekocht, was bei beinahe sechs- undzwanzig Grad morgens um neun Uhr keine Kunst war.

Sie hatte versucht, sich zu beschäftigen. Sie hatte den ganzen Garten vorn und hinten und sogar den Rasen mit der Kanne gegossen. Sie hatte am Zaun mit Anita Garcia geschwätzt – Hey, China, macht dich das Wetter auch so fertig? Ich bin echt nur noch ein Wrack – und sich teilnahmsvoll angehört, wie sehr ihre Nachbarin in diesem letzten Monat ihrer Schwangerschaft unter Wassereinlagerungen in den Beinen litt. Sie hatte den Plymouth gewaschen und es dank sofortigem Trockenpolieren geschafft, dem Staub, der sich auf ihm niederlassen und sich in Schmiere verwandeln wollte, eine Nasenlänge voraus zu bleiben. Und zweimal war sie ins Haus gerannt, als das Telefon klingelte, aber es waren nur zwei so widerlich schmierige Vertretertypen gewesen, die sich immer erst erkundigten, wie es einem ging, ehe sie loslegten und einem einzureden versuchten, dass sich mit dem Wechsel der Telefongesellschaft auch das eigene Leben von Grund auf verändern würde.

Schließlich war es Zeit gewesen, nach Montecito aufzubrechen. Doch sie war nicht losgefahren, ohne vorher ein letztes Mal den Telefonhörer abzuheben, um sich zu vergewissern, dass ein Signal zu hören war, und ihren Anrufbeantworter zu überprüfen, um sicher zu sein, dass er Nachrichten aufzeichnete.

Die ganze Zeit über war sie wütend auf sich selbst, weil sie es

nicht schaffte, ihm den Laufpass zu geben. Aber das war seit Jahren ihr Problem. Seit dreizehn Jahren, genau gesagt. Ach, verdammt, dachte sie, ich hasse die Liebe!

Schließlich klingelte das Telefon doch noch, ihr Handy, als sie auf der Rückfahrt vom Strand schon fast daheim angekommen war. Sie hatte es auf dem Sitz neben sich liegen, und keine fünf Minuten vor dem Stück holprigem Gehweg, von wo der betonierte Fußweg zu ihrer Haustür abbog, begann es zu klingeln. Sie nahm das Gespräch an und hörte Matts Stimme.

»Hallo, du Schöne.« Er wirkte ausgesprochen gut gelaunt.

»Hallo!« Sie ärgerte sich über die Erleichterung, die in ihr hochschoss, als wäre eine Flasche gärender Angst entkorkt worden, und sagte weiter nichts.

Er verstand sofort. »Bist du sauer?«

Sie schwieg. Soll er ruhig schmoren, dachte sie.

»Jetzt hab ich wohl endgültig verspielt?«

»Wo warst du?«, fragte sie gereizt. »Ich dachte, du wolltest heute Morgen anrufen. Ich hab extra zu Hause gewartet. Ich *hasse* das, Matt. Wieso kapierst du das nicht? Wenn du keine Lust hast zu reden, dann sag es vorher, dann kann ich mich darauf einstellen. Warum hast du nicht angerufen?«

»Tut mir Leid. Ich wollte ja. Ich habe den ganzen Tag immer wieder daran gedacht.«

»Und -?«

»Es klingt leider ziemlich dünn, China.«

»Versuch's trotzdem.«

»Okay. Gestern Abend wurde es plötzlich lausekalt. Ich bin den ganzen Morgen rumgerannt und habe versucht, einen anständigen Mantel zu finden.«

»Du konntest nicht von deinem Handy aus anrufen, während du unterwegs warst?«

»Ich habe es im Hotel liegen lassen. Tut mir wirklich Leid.«

Sie hörte die allgegenwärtigen Hintergrundgeräusche Manhattans, den Lärm, den sie immer hörte, wenn er aus New York anrief. Das Hupen der Autos in den Straßenschluchten, das Dröhnen der Pressluftschlämmer, das wie Geschützdonner klang.

Aber wenn er sein Handy im Hotel gelassen hatte, wieso stand er dann jetzt damit auf der Straße?

»Ich bin auf dem Weg zum Essen«, erklärte er. »Die letzte Besprechung. Des Tages, meine ich.«

Sie hatte den Wagen etwa dreißig Meter von ihrem Haus entfernt in eine freie Lücke eingeparkt. Sie hasste es, im stehenden Auto sitzen zu bleiben, die Klimaanlage des Wagens war zu schwach, um gegen die stickige Hitze im Innern anzukommen. Aber bei Matts letzter Bemerkung wurde die Hitze plötzlich unwichtig und war kaum noch wahrnehmbar. Chinas ganze Aufmerksamkeit war schlagartig auf die Bedeutung seiner Worte konzentriert.

Immerhin hatte sie mittlerweile gelernt, den Mund zu halten, wenn er eine seiner kleinen verbalen Bomben losließ. Früher einmal wäre sie bei einer Bemerkung wie: »Des Tages, meine ich«, wie ein Berserker über ihn hergefallen und hätte versucht, seine Andeutung zu zerpfücken, um ihn festzunageln. Aber im Lauf der Jahre hatte sie begriffen, dass Schweigen ebenso gut wirkte wie Forderungen oder Anschuldigungen. Und es garantierte ihr die überlegene Position, wenn er endlich aussprach, was auszusprechen er hatte vermeiden wollen.

Es kam dann auch in einem Wortschwall: »Also, pass auf, die Situation ist Folgende: Ich muss noch eine Woche hier bleiben. Ich habe die Möglichkeit, mit ein paar Leuten über eine Finanzierung zu reden. Ich muss unbedingt mit ihnen sprechen.«

»Ach, Mensch, Matt, hör doch auf!«

»Nein, wirklich. Hör mir zu, Baby. Diese Typen haben einem Filmemacher von der NYU letztes Jahr ein Vermögen nachgeschmissen. Sie sind auf der Suche nach einem Projekt. Hast du das gehört? Sie sind auf der *Suche!*«

»Woher weißt du das?«

»Ich hab's gehört.«

»Von wem?«

»Also habe ich angerufen, und es ist mir tatsächlich gelungen, einen Termin zu bekommen. Aber erst am nächsten Donnerstag. Deshalb muss ich bleiben.«

»Dann können wir Cambria vergessen.«

»Nein, das machen wir auf jeden Fall. Nur nächste Woche geht's eben nicht.«

»Klar. Wann dann?«

»Tja, das ist das Problem.« Der Straßenlärm am anderen Ende der Leitung schien einen Moment lauter zu werden, als hätte sich Matt, von den Menschenmengen der Stadt am Ende eines Arbeitstags vom Bürgersteig gedrängt, zwischen die Autos gestürzt.

Sie sagte: »Matt? Matt?«, und glaubte einen panikerfüllten Moment lang, die Verbindung wäre abgerissen. Verdammte Handys, verdammtes Netz!

Aber er meldete sich wieder, und es war ruhiger. Er sagte, er sei rasch in ein Restaurant gesprungen. »Für den Film geht es jetzt um alles, China. Wir haben einen Festivalsieger. Mindestens Sundance-Qualität, glaub mir, und du weißt, was das heißen kann. Ich enttäusche dich wirklich nicht gern, aber wenn ich diese Chance sausen lasse, bin ich's nicht wert, überhaupt mit dir wegzufahren. Nicht mal nach Kalamazoo in Michigan. So ist das nun mal.«

»Na gut«, sagte sie, aber es war gar nicht gut, und das würde er an ihrem ausdruckslosen Ton auch merken. Das letzte Mal hatte er es vor einem Monat geschafft, sich zwischen Kontaktgesprächen in Los Angeles und der Jagd nach Geldgebern kreuz und quer im ganzen Land zwei Tage freizuschaukeln, und davor waren es sechs Wochen gewesen, in denen er sich ohne einen Tag Pause der Verfolgung seines Traums gewidmet hatte, während sie sich in ihrer Verzweiflung in eine ungeplante Telefonaktion gestürzt hatte, um ein paar Kunden an Land zu ziehen. »Manchmal frage ich mich«, sagte sie, »ob du's je auf die Reihe kriegen wirst, Matt.«

»Ich weiß. Es kommt einem vor, als dauerte es eine Ewigkeit, einen Film ins Rollen zu bringen. Und manchmal ist es ja auch so. Du kennst doch die Storys. Jahre der Vorbereitung und dann – bum! – auf Anhieb ein Riesenerfolg. Und ich möchte das machen. Ich muss es machen. Es tut mir nur Leid, dass wir dadurch kaum noch Zeit füreinander haben.«

China hörte sich das alles an, während sie einen kleinen Jungen beobachtete, der auf seinem Dreirad den Gehweg hinunterstrampelte, gefolgt von seiner wachsamen Mutter und einem noch wachsameren Schäferhund. Der Kleine gelangte an eine Stelle, wo sich der Beton unter dem Druck einer Baumwurzel aufgewölbt hatte, und das Vorderrad seines Gefährts prallte gegen die Verwerfung. Er versuchte, das Hindernis zu überwinden, aber er war machtlos, bis seine Mutter ihm zu Hilfe kam. Diese Szene rief bei China eine unerklärliche Traurigkeit hervor.

Matt wartete auf ihre Reaktion. Sie hätte gern eine neue Art des Ausdrucks für ihre Enttäuschung gefunden, aber ihr fiel nichts ein. »Ich habe vorhin eigentlich nicht den Film gemeint, Matt«, sagte sie.

»Oh.«

Danach gab es nichts mehr zu bereden. Sie wusste, dass er in New York bleiben würde, um den Termin wahrzunehmen, den er sich so hart erkämpft hatte, und dass sie allein zurechtkommen musste. Wieder ein gebrochenes Versprechen; wieder eine Faust voll Sand im Getriebe des großen Lebensplans.

Sie sagte: »Also dann, Hals- und Beinbruch für die Besprechung.«

»Wir bleiben in Kontakt. Die ganze Woche. In Ordnung?«, erwiderte er. »Ist das okay für dich, China?«

»Hab ich eine Wahl?«, entgegnete sie und verabschiedete sich.

Sie nahm es sich selbst übel, dass sie das Gespräch so abrupt beendet hatte, aber ihr war heiß, sie fühlte sich elend, mutlos und niedergeschlagen... Man konnte es nennen, wie man wollte. Tatsache war, dass sie nichts mehr zu geben hatte.

Sie hasste jene Seite an sich, die an der Zukunft zweifelte, und meistens gelang es ihr, sie zu unterdrücken. Wenn sie jedoch mit ihr durchging und die Herrschaft an sich riss, um ihr das drohende Chaos vor Augen zu halten, führte das niemals zu etwas Gutem. Es machte sie zu einer ängstlichen Person, die sich an den Glauben in eine von ihr seit langem verabscheute Frauenrolle klammerte, in der die Frau sich einzig über den Mann definiert und daher mit allen Mitteln einen finden muss, um ihn zu hei-

raten und möglichst schnell mit einem Haufen Kindern festzunageln. Niemals würde sie sich dazu hergeben, schwor sie sich immer wieder. Und trotzdem wünschte es ein Teil von ihr.

Dieser trieb sie dazu, Fragen und Forderungen zu stellen und ihre Aufmerksamkeit auf ein *Wir* zu richten, statt auf das *Ich*. Und wenn das geschah, kam es zwischen ihr und dem Mann – der immer Matt gewesen war – zur Wiederholung einer Debatte, die sie seit nunmehr fünf Jahren führten. Stets ging es um Heirat und Ehe, und stets war der Ausgang der Gleiche: Auf der einen Seite sein offenkundiges Widerstreben – als brauchte sie das noch zu hören und zu sehen! –, auf der anderen ihre wütenden Vorwürfe und zum Schluss der Bruch, jeweils von demjenigen herbeigeführt, den die Differenzen, die zwischen ihnen aufbrachen, am heftigsten aufregten.

Aber eben diese Differenzen brachten sie auch immer wieder zusammen. Denn sie würzten die Beziehung mit einer unleugbaren Spannung, die bisher weder sie noch er bei einem anderen Partner gefunden hatten. Matt hatte es wahrscheinlich versucht, da war China sicher. Sie hatte es nicht versucht. Sie wusste seit Jahren, dass Matthew Whitecomb der Richtige für sie war.

Und bei dieser Erkenntnis war China wieder einmal angelangt, als sie ein paar Minuten später ihren Bungalow erreichte: einhundertzehn Quadratmeter Wohnfläche, Baujahr 1920, ehemaliges Wochenendhaus eines Angeleno, eines Bewohners des damaligen Los Angeles. Der Bungalow stand in Gesellschaft ähnlicher kleiner Häuser in einer von Palmen gesäumten Straße, nahe genug am Wasser, um in den Genuss der Meereswinde zu kommen, weit genug entfernt, um erschwinglich zu sein.

Es war ein bescheidenes Häuschen mit fünf kleinen Räumen – wenn man das Badezimmer mitrechnet – und nur neun Fenstern, einer breiten Vorderveranda und jeweils einem rechteckigen Fleckchen Garten hinten und vorn. Vorn begrenzte das Grundstück ein Lattenzaun, von dem der weiße Lack abblätterte und auf die Blumenbeete und den Gehweg fiel.

China schleppte ihre Fotoausrüstung zu dem Tor in diesem Zaun, nachdem sie das Telefongespräch mit Matt beendet hatte.

Die Hitze war hier kaum weniger drückend als draußen in den Hügeln, aber der Wind wehte nicht so stürmisch. Die Palmblätter knisterten in den Bäumen wie ein Haufen Gebeine, und die Verbene vorn am Zaun, unter der der Boden so trocken war, als wäre er am Morgen nicht gewässert worden, ließ in der weißen Glut müde die lavendelblauen Sternblüten hängen.

Mit den schweren Fototaschen über der Schulter, hob China das schief hängende Tor an und stieß es auf, nichts anderes im Sinn, als sofort den Gartenschlauch zu holen und den Blumen Wasser zu geben. Aber bei dem Anblick, der sich ihr bot, vergaß sie dieses Vorhaben: Ein Mann, der bis auf die Unterhose nackt war, lag bäuchlings mitten auf ihrem Rasen, den Kopf auf ein Bündel aus Bluejeans und verwaschenem gelben T-Shirt gebettet. Schuhe waren nirgends zu sehen, seine Fußsohlen waren schwarz wie die Nacht und die Fersen so schwielig, dass die Haut wie Leder wirkte. Nach dem Sauberkeitsgrad seiner Fesseln und Ellbogen zu urteilen, hielt er nicht viel von Körperpflege. Auf ausreichendes Essen und körperliche Bewegung hingegen schien er durchaus Wert zu legen; er war kräftig gebaut, ohne dick zu sein. Und es war ihm offenbar wichtig, auch genug zu trinken, denn im Augenblick hielt er eine beschlagene Flasche Pellegrino in der Hand.

Ihr Pellegrino, wenn sie nicht alles täuschte. Das Wasser, nach dem sie die ganze Fahrt gelehzt hatte.

Er drehte sich träge herum und blinzelte, halb aufgerichtet auf seinen schmutzigen Ellbogen, zu ihr herauf. »Also, bei dir kann echt jeder ins Haus, China.« Er trank einen ausgiebigen Schluck aus der Flasche.

China warf einen Blick zur Veranda. Die Fliegengittertür und die Haustür standen weit offen. »Verdammt noch mal!«, schrie sie. »Bist du schon wieder bei mir eingebrochen?«

Ihr Bruder setzte sich auf und beschattete die Augen. »Hey, wie schaut du denn aus? Dreißig Grad im Schatten, und du rennst rum wie eine Motorradbraut im tiefsten Winter.«

»Und dich wird gleich einer wegen Exhibitionismus anzeigen. Herrgott noch mal, Cherokee, denkst du eigentlich nie nach?

Hier wohnen überall kleine Mädchen. Wenn eine dich so sieht, kreuzen hier binnen einer Viertelstunde die Bullen auf.« Sie runzelte die Stirn. »Hast du Sonnenschutz aufgelegt?«

»Du hast meine Frage nicht beantwortet«, sagte er. »Was soll die Ledermontur? Verspätete Rebellion?« Er lachte. »Wenn Mam diese Hose sähe, würde sie total –«

»Ich trag sie, weil ich sie mag«, unterbrach sie ihn. »Sie ist bequem.« Und ich kann sie mir leisten, fügte sie im Stillen hinzu. Das war beinahe der Hauptgrund: Aus reiner Lust für ein Stück sinnlosen Luxus Geld auszugeben, nachdem sie ihre ganze Kindheit und frühe Jugend hindurch in den Secondhand-Läden die abgelegten Klamotten anderer Leute durchstöbert hatte, um etwas zu finden, das einigermäßen passte, nicht abgrundtief scheußlich war und – darauf achtete sie ihrer Mutter zuliebe – nicht aus Fell oder Tierhaut verarbeitet war.

»Na klar.« Er sprang auf die Füße, als sie an ihm vorüber zur Veranda ging. »Leder bei einem Santa-Ana-Wind. Das ist doch mal so richtig gemütlich. Und so vernünftig.«

»Das ist *mein* Pellegrino!« Sie ließ ihre Fotoausrüstung fallen, sobald sie im Haus war. »Ich hab mich die ganze Heimfahrt darauf gefreut.«

»Wo warst du denn?« Als sie es ihm sagte, lachte er. »Aha! Aufnahmen für einen *Architekten*. Reich und schön, hoffentlich? Und zu haben? Das ist ja echt cool. Dann lass dich mal ansehen.« Er hob die Flasche mit dem Wasser an den Mund und musterte China, während er trank. Als er genug hatte, reichte er die Flasche an sie weiter und sagte: »Den Rest kannst du haben. Deine Haare schauen Scheiße aus. Hör endlich auf, sie zu bleichen. Das steht dir nicht. Und fürs Grundwasser sind die Chemikalien, die da durch den Abfluss rauschen, ganz bestimmt nicht gut.«

»Als ob dich das Grundwasser interessieren würde!«

»Hey, ich hab gewisse Prinzipien.«

»Respekt vor anderer Leute Eigentum gehört offensichtlich nicht dazu.«

»Du kannst von Glück reden, dass nur ich der Einbrecher war«, sagte er. »Wegzufahren und die Fenster offen zu lassen, ist

schon ganz schön blöd. Und deine Fliegenfenster sind ein Witz. Für die hat ein Taschenmesser gereicht.«

China sah, wie ihr Bruder sich Zugang zu ihrem Haus verschafft hatte. Er hatte sich, wie das seine Art war, gar nicht bemüht, seine Spuren zu verwischen. In einem der beiden Wohnzimmerfenster fehlte das alte Fliegengitter, das nur mit Haken und Ösen am Fensterbrett verankert und daher für Cherokee leicht herauszunehmen gewesen war. Wenigstens war ihr Bruder so schlau gewesen, durch ein Fenster einzudringen, das der Straße abgewandt und außer Sicht der Nachbarn lag, von denen jeder sofort die Polizei geholt hätte.

Mit der Flasche in der Hand ging sie in die Küche, goss das, was von dem Mineralwasser noch übrig war, in ein Glas und warf ein Limettenschnitz hinein. Sie schwenkte es ein paar Mal herum, dann trank sie das Glas leer und stellte es, unbefriedigt und verärgert, ins Spülbecken.

»Was tust du überhaupt hier?«, fragte sie ihren Bruder. »Wie bist du hergekommen? Hast du dein Auto repariert?«

»Den Schrotthaufen?« Er ging auf nackten Füßen über das Linoleum zum Kühlschrank, öffnete ihn und wühlte in den Plastikbeuteln voll Obst und Gemüse herum. Mit einer roten Paprika in der Hand richtete er sich wieder auf, ging mit der Frucht zur Spüle und wusch sie gründlich, bevor er ein Messer aus einer Schublade nahm und sie durchschnitt. Er reinigte beide Hälften und reichte die eine seiner Schwester. »Ich hab einiges am Laufen, da brauch ich sowieso keinen Wagen.«

China biss nicht an. Sie kannte die Art ihres Bruders, sie mit Andeutungen zu locken. »Jeder Mensch braucht ein Auto.«

Sie legte die Paprika auf den Küchentisch und ging in ihr Schlafzimmer, um sich umzuziehen. In der Lederkluft schwitzte man bei diesen Temperaturen wie in einer Sauna. Man sah zwar toll aus darin, aber man fühlte sich beschissen.

»Ich hoffe, du bist nicht hergekommen, weil du dir meines ausleihen willst«, rief sie zu ihm hinaus. »Das bekommst du nämlich nicht. Frag Mam, ob sie dir ihres leiht. Ich nehme an, sie hat's noch.«

»Kommst du zu Thanksgiving runter?«, rief Cherokee zurück.
»Wen interessiert das?«
»Rate mal.«
»Ach, telefonieren kann sie wohl nicht?«
»Ich hab ihr erzählt, dass ich zu dir fahre, da hat sie gesagt, ich soll dich fragen. Also – kommst du?«

»Ich rede mal mit Matt.« Sie hängte die Lederhose und die Weste in den Schrank und warf die seidene Bluse zu den Sachen für die Reinigung. In einem losen Hawaii-Kleid und Sandalen ging sie wieder zu ihrem Bruder hinaus.

»Wo ist der gute Matt überhaupt?« Er hatte seine halbe Paprika schon gegessen und sich ihre Hälfte vorgenommen.

Sie riss sie ihm aus der Hand und biss hinein. Das Fruchtfleisch war kühl und süß, half ein wenig gegen die Hitze und den Durst.
»Weg«, sagte sie. »Cherokee, würdest du dir bitte was anziehen?«

»Warum denn?« Er grinste anzüglich und schob ihr sein Becken entgegen. »Mach ich dich an?«

»Du bist nicht mein Typ.«

»Was heißt weg?«

»Er ist in New York. Geschäftlich. Also, ziehst du dir jetzt was über?«

Mit einem Schulterzucken ging er, und einen Moment später hörte sie die Fliegengittertür hinter ihm zuschlagen. In der muffigen Besenkammer, in der sie ihre Vorräte aufbewahrte, fand sie noch eine Flasche Wasser, goss sich ein Glas ein und gab ein paar Eiswürfel dazu.

»Du hast überhaupt nicht gefragt.«

Sie drehte sich herum. Cherokee präsentierte sich angekleidet – wie verlangt – in einem T-Shirt, das vom vielen Waschen eingegangen war, und einer Bluejeans, die tief auf seinen Hüften hing und so lang war, dass die Säume der Hosenbeine den Fußboden streiften. Nicht zum ersten Mal dachte China, als sie ihn betrachtete, dass er wie ein Anachronismus wirkte. Mit den zu langen rotblonden Locken, den schmutzeligen Kleidern, den nackten Füßen und seinem ganzen Auftreten nach hätte er ein

verspäteter Hippie sein können. Was ihre gemeinsame Mutter zweifellos mit Stolz erfüllte, bei seinem Vater Beifall hervorrief und bei ihrem Vater Gelächter. Bei China jedoch – ärgerliche Ungeduld. Trotz seines Alters und seines straffen Körpers wirkte Cherokee immer noch so, als wäre er zu verletzlich, um das Leben allein zu meistern.

»Hey, du hast mich gar nicht gefragt«, sagte er noch einmal.

»Was denn?«

»Was ich am Laufen hab. Warum ich kein Auto mehr brauche. Ich bin übrigens per Anhalter gekommen. Aber das ist auch nicht mehr das, was es mal war. Ich bin seit gestern Mittag unterwegs.«

»Genau deswegen brauchst du ein Auto.«

»Aber nicht für das, was ich vorhabe.«

»Ich hab's dir schon gesagt, mein Auto kriegst du nicht. Das brauch ich für die Arbeit. Und wieso bist du nicht in der Uni? Hast du's wieder mal geschmissen?«

»Ich hab aufgehört. Ich brauche mehr Zeit für die Papers. Das ist ein Riesengeschäft, sag ich dir. Du hast keine Ahnung, wie viele gewissenlose Studenten es heutzutage gibt, China. Wenn ich daraus eine berufliche Karriere machen wollte, könnte ich mich wahrscheinlich mit vierzig zur Ruhe setzen.«

China verdrehte die Augen. Die *Papers* waren Prüfungsarbeiten, Hausarbeiten, Aufsätze, gelegentlich eine Magisterarbeit und, bisher, zwei Dissertationen. Cherokee schrieb sie für zahlungskräftige Studenten, die keine Lust hatten, sich selbst zu bemühen. Das hatte schon vor langem Anlass zu der Frage gegeben, warum Cherokee – der auf nichts, was er gegen Bezahlung geschrieben hatte, etwas Schlechteres als eine Zwei bekommen hatte – es nicht schaffte, sein Studium durchzuziehen. Es war nicht mehr zu zählen, wie oft er an der Universität von Kalifornien angefangen und wieder aufgehört hatte. Cherokee allerdings hatte eine simple Erklärung für seine durchwachsene Universitätskarriere: »Wenn mir die Uni für meine Arbeit das Gleiche bezahlen würde wie die Studenten, die mich anheuern, würde ich gern arbeiten.«

»Weiß Mam, dass du's schon wieder geschmissen hast?«, fragte China ihren Bruder.

»Ich häng nicht mehr am Gängelband.«

»Natürlich nicht.« China, die nichts zu Mittag gegessen hatte, merkte, dass sie hungrig war. Sie nahm aus dem Kühlschrank die Zutaten, die sie für einen Salat brauchte, und stellte einen Teller auf den Tisch – ein Wink, von dem sie hoffte, ihr Bruder würde ihn verstehen.

»Also frag mich endlich.« Er zog einen Stuhl zu sich heran und setzte sich. Aus dem bunten Korb in der Mitte des Tisches nahm er sich einen Apfel und schien erst, als er schon hineinbeißen wollte, zu merken, dass es eine künstliche Frucht war.

Sie packte den Romanasalat aus und begann, die Blätter zu zerpflücken. »Was soll ich dich fragen?«

»Das weißt du ganz genau. Du fragst absichtlich nicht. Okay, dann frag ich eben für dich. ›Was hast du denn Tolles vor, Cherokee? Was hast du am Laufen? Warum brauchst du kein Auto mehr?‹ Jetzt kommt die Antwort: Weil ich mir ein Boot kaufe. Und das Boot deckt alles ab – Transport, Einkommen, Unterkunft.«

»Träum weiter, Butch«, murmelte China. Cherokees Lebenseinstellung hatte in vielerlei Hinsicht eine fatale Ähnlichkeit mit der dieses Banditen aus dem Wilden Westen: Immer ging es darum, das schnelle Geld zu machen, etwas umsonst zu bekommen, gut zu leben.

»Nein«, widersprach er. »Das ist eine todsichere Sache. Das richtige Boot hab ich schon gefunden. Es liegt unten in Newport – ein Fischkutter. Im Augenblick nehmen sie Leute zum Fang mit raus. Gute Kohle. Sie fischen Tunfisch und Makrelen. Meistens sind es Tagesausflüge. Die richtig fette Kohle verdienen sie mit Fahrten runter zur Baja. Es muss einiges dran gemacht werden, aber ich würde auf dem Boot wohnen, während ich es richte. Was ich an Material brauche, würde ich mir dort in den Ausstattungsgeschäften besorgen – dazu brauche ich kein Auto –, und ich würde das ganze Jahr über Leute mit rausnehmen.«

»Was verstehst du denn schon von der Hochseefischerei? Und von Booten? Und woher willst du überhaupt das Geld nehmen?« China schnitt ein Stück Gurke in den Romanasalat. Sie betrach-



Elizabeth George

Wer die Wahrheit sucht

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch, 736 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-7645-0099-3

Blanvalet

Erscheinungstermin: August 2004

Guy Brouard ist Millionär und Mäzen. Guy Brouard hat viele Frauen und noch mehr Feinde. Nun ist Guy Brouard tot. Ermordet an einem Strand der englischen Kanalinsel Guernsey. Verdächtige und Motive gibt es mehr als genug. Nur die junge Amerikanerin China Rivers hat keines. Doch alle Indizien weisen auf sie. China hatte ihren Bruder aus Kalifornien nach Guernsey begleitet, um Guy Brouard Architekturpläne für ein von ihm gestiftetes Museum zum Gedenken an die deutsche Okkupation im Zweiten Weltkrieg zu übergeben. Eine andere Verbindung existiert augenscheinlich nicht. Simon St. James, engster Vertrauter von Inspector Thomas Lynley, reist mit seiner Frau Deborah auf die winterliche Kanalinsel, um die Unschuld von China, einer alten Freundin Deborahs, nachzuweisen. Doch je tiefer sie in die verschworene Inselgemeinschaft eintauchen, desto mehr Personen entdecken sie, die auf irgendeine Weise in den Mord an Guy Brouard verstrickt sind: seine Exfrau, sein Sohn, seine Geliebte, seine Schwester, seine jugendlichen Schützlinge, der tragisch ausgebootete einheimische Architekt. Liegen die Motive in Brouards undurchsichtiger Vergangenheit? Oder reichen sie zurück bis in Guernseys wechselvolle Geschichte?



Der Titel im Katalog